

6. Zürcher Gerontologietag, 6. Oktober 2005

Klischees und Realitäten des Alterns – Alte und neue Herausforderungen des Lebens und Wohnens im Alter

Altern in einer Gesellschaft beschleunigten Wertewandels. Was heisst dies für Wohnwünsche und Wohnmöglichkeiten?

Ruth Meyer Schweizer, Bern

Derzeit hat das Thema Altern auch in der Schweiz Hochkonjunktur. Seit Mai 2005 läuft im Museum Liestal eine bemerkenswerte Sonderausstellung „Sechsendsechzig. Eine Ausstellung zum Alt und Grau werden“, Anfang September widmete sich unter internationaler Dozentenbeteiligung die Sommerakademie von Pro Senectute in Bern eine Woche lang dem Themenkreis „Werte und Sinnfragen im Alter“. Letzte Woche fand in St. Gallen auf der Basis der international abgestützten Initiative „Viva 50 plus“ während drei Tagen ein Symposium statt, dem sogar Bundesrat Couchepin die Ehre einer Grussadresse gab und welche – wieder einmal – „die jungen Alten als Wachstumsmarkt“ ortete. Gleichzeitig veröffentlichte die NZZ eine umfangreiche, breit abgestützte Beilage zum Thema „Zukunft Alter“, deren Lektüre allen, welche sie noch nicht beachtet haben, sehr ans Herz gelegt sei. Und bereits heute steht die Altersthematik wieder im Mittelpunkt einer Tagung, diesmal mit dem Schwerpunkt „Klischees und Realitäten des Alterns. Alte und neue Herausforderungen des Lebens und Wohnens im Alter“. Diese exemplarische Häufung kann hoffnungsfroh stimmen: endlich findet ein menscheitsgeschichtlich neues und damit höchst anforderungsreiches Phänomen über die engeren wissenschaftlichen und direkt betroffenen Kreise hinaus die ihm gebührende breite Beachtung. Endlich wird besser sichtbar, was vielerorts seit längerem zu vielen Bereichen bereits an ernsthaften Bemühungen geschieht. Endlich beginnen verbreitete Vorurteile auch in einer weiteren Öffentlichkeit als solche entlarvt zu werden und damit an Überzeugungskraft zu verlieren. Neben allen Chancen solcher Häufung ist wohl nur leise anzumahnen, dass wir doch vielleicht auch aufpassen müssen, die gesellschaftlich, politisch und individuell wichtige Thematik nicht durch zu grosse Loslösung aus ihrem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu überreizen und einem vorschnellen Überdross auszusetzen.

Im folgenden Beitrag geht es erstens darum, mit Ihnen, meine Damen und Herren, einige grundsätzliche Gedanken zum Wandel – nicht nur dem Wertewandel – moderner Gesellschaft in den letzten rund fünfzig Jahren anzustellen. Zweitens wollen wir beachten, dass die jetzigen Generationen im dritten und vierten Lebensalter spezielle Charakteristika aufweisen, die sie von den nachfolgenden Generationen wesentlich unterscheiden und schliesslich drittens überlegen, was dies alles für die Planung und Realisierung von Wohnumwelten bedeuten könnte.

Die Schweiz hatte am Ende des Zweiten Weltkriegs zweifellos beste Bedingungen, den wirtschaftlichen Neustart in Europa mit zu gestalten. Einzig Schweden fand sich noch in einer ähnlichen Lage. Dank nicht zerstörter Infrastruktur konnte man Bestehendes weiter ausbauen, besondere Innovationskraft war dazu nicht gefordert, was sich später einmal auch als nachteilig erweisen sollte, doch zunächst nur Vorteile brachte. Genügend Arbeitskräfte in allen noch sehr personalintensiven Sektoren liessen sich leicht aus den Nachbarländern rekrutieren, und ihr Status als Fremdarbeiter zeigt deutlich, mit welcher selbstsicheren Unbekümmertheit im humanen Bereich vorgegangen wurde. Das führte zum höchsten Bevölkerungswachstum in Europa. Doch stehen die fünfziger Jahre für den Beginn eines beispiellosen Wirtschaftswachstums, das sich bis in die siebziger Jahre hinzieht. So wuchs das Bruttoinlandprodukt in

den fünfziger Jahren jährlich um durchschnittlich vier Prozent, in den sechziger Jahren um jährlich durchschnittlich über fünf Prozent bei zunächst geringen Inflationsraten. Dabei wuchs – anders als im vergleichbaren Ausland – bis Ende der sechziger Jahre der sekundäre Wirtschaftssektor, also der gewerblich-industrielle Sektor, überproportional. Die Exportziffern verdreifachen sich allein von 1950 bis 1965. Metall- und chemisch-pharmazeutische Industrie waren die Hauptexportträger, und die Basis für die Schweizer multinationalen Firmen konnte gelegt werden. Der wirtschaftliche Boom erfuhr eine weitere Verstärkung durch den konstanten Zufluss an ausländischem Kapital. Die Löhne stiegen im Allgemeinen stärker als die Lebenshaltungskosten bei ununterbrochener Vollbeschäftigung. Die Schweiz wurde somit von einem in der Vorkriegszeit noch armen Land zu einem der reichsten Länder der Welt.

Die völlig neuen Entwicklungen forderten und förderten Mobilität – individuelle und soziale, geistige, psychische und geographische. Mobilität ist nie nur eine grundlegende Herausforderung, sondern bedeutet immer auch Befreiung aus an gestammten Zwängen und enthält in sich immer auch einen sich selbst beschleunigenden Faktor. Als äussere Zeichen stiegen damals Verstädterung und Agglomerationsbildung und nahmen die Pendleranteile zu. Städtische Lebensweisen und entsprechend gestiegene Lebensansprüche dehnten sich zunehmend auch auf die ländlichen Gebiete aus. Primär wirtschaftlich bedingte Bildungsanforderungen und auch –möglichkeiten begannen zu steigen. Der materielle Wohlstand setzte zumindest zunächst eindeutig die Akzente. Wirtschaftlich zweckrationales und utilitaristisches Denken dominierte und erstreckte sich auf immer mehr Bereiche. Der Mainstream basierte international selbstverständlich auf der zunehmenden Nutzung des aus der Rüstungsentwicklung beider Kriegslager mit ihrer enormen Konzentration aller verfügbaren Ressourcen möglich gewordenen (Natur-)Wissenschafts- und Technologieschubs und war getragen von einem ungeheuren Fortschrittsoptimismus und einer fast totalen Aufbruchstimmung. (Fast) alles schien machbar. Es kann aber nicht genug betont werden, dass sich dies alles vorerst noch und nicht zufällig im Rahmen traditionaler bürgerlicher Wertstrukturen vollzog, vor allem eines noch ungebrochenen Berufsethos. Die Wirtschaftsentwicklung trug auch zur Verbürgerlichung der Arbeiterschaft bei.

Was hier – natürlich nicht nur in der Schweiz – in einmaliger Weise kulminierte, und nicht etwa einen Zeitembruch markierte, war ein im 17. Jahrhundert im Gegensatz zum Renaissance-Humanismus entstandenes äusserst einseitiges Menschen-, Gesellschafts-, Welt- und Naturbild. Es ist die überschäumende Kulmination des so genannten „Projektes Moderne“, das nun im Namen hauptsächlich von ökonomischer Rationalität und sich selbst rechtfertigender Technik antrat, aber gleichzeitig auch die Rahmenbedingungen für den nachfolgend beschleunigten und sich weiter beschleunigenden Struktur- und Wertewandel schuf, die als horizontale und vertikale Totalmobilisierung der Gesellschaft umschrieben werden können. In der Folge verstärkte sich, nicht zuletzt unter dem gewichtigen Einfluss der Medien, der Hochtechnisierung und Verwissenschaftlichung die Internationalisierung in allen Lebensbereichen immer mehr und entwickelte sich zur heutigen Globalisierung. Der Nationalstaat als ausschliesslicher politischer Bezugsrahmen verlor deutlich an Gewicht. Gleichzeitig machte sich nun auch wachsende Einsicht in negative Auswüchse aller Vereinseitigung und entsprechende Kritik auch mit unkonventionellen Mitteln bemerkbar. Sichtbar wurden auch Zeichen einer verbreiteten Verunsicherung.

Die skizzierten Nachkriegsentwicklungen schafften seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Rahmenbedingungen für einen tiefgehenden Wertewandelsschub zunehmend für die breite Bevölkerung, während zuvor der Spannungs- und Veränderungsdruck vor allem von jüngeren Intellektuellen ausgegangen war.

Bevor wir im einzelnen auf diesen Wertewandelsschub eingehen können, müssen einige Bemerkungen zum Begriff der Werte angebracht werden, da sich eine breite Öffentlichkeit in den letzten Jahrzehnten angewöhnt hat, alles Mögliche als Werte zu bezeichnen, und damit viel Konfusion gestiftet wird. Wissenschaftlich sind Werte bzw. Werthaltungen grundsätzliche Orientierungsmassstäbe. Die fundamentale Bedeutung von Werten ergibt sich aus dem Sein des Menschen selbst, aus seiner ethischen Urteilskraft und seinem Zwang zur Sinnbildung. Werte entscheiden darüber, was gesellschaftlich und/oder individuell als wichtig oder unwichtig erachtet wird, wie man auf die nähere oder fernere Umwelt blickt, was man von ihr wahrnehmen und wissen will und wie man dies beurteilt, welche Einstellungen man entwickelt und welche Ziele man mit seinem Handeln erreichen möchte. Werte werden in der Auseinandersetzung mit der mitmenschlichen Umwelt, also in Sozialisationsprozessen, erworben. Bei einschneidenden neuen Erfahrungen werden sie lebenslang modifiziert oder verändert.

Dies verweist auf weitere wichtige Punkte:

1. Werte sollten nicht isoliert betrachtet werden: Sie stehen im Zusammenhang komplexer, mehrdimensionaler Strukturen – untereinander und mit anderen Sinndimensionen wie etwa Wissen, Normen etc.
2. Anerkannte Werthaltungen äussern sich nicht zwingend und jederzeit in entsprechendem konsequentem Handeln: Werte sind eine notwendige Voraussetzung für überlegtes gesellschaftliches Handeln. Um sie aber tatsächlich auch in solches umsetzen zu können, braucht es konkretes Wissen, konkrete Handlungsmuster, förderliche gesellschaftliche strukturelle Rahmenbedingungen und insbesondere individuelle konkrete Entscheidungs-, Handlungs- und Verzichtsbereitschaft.

Konkretes gesellschaftliches Handeln unterliegt also zahlreichen Einschränkungen und Zwängen durch das Individuum selbst, durch die Mitmenschen, aber auch durch gesellschaftliche Strukturen. Es geht hier um wechselseitig wirksame dynamische Prozesse.

Damit zurück zum Wandelsschub grundlegender Werte, der in der Schweiz – ähnlich wie im übrigen Westeuropa – in den siebziger Jahren stattgefunden hat, mittlerweile aber auch zahlreiche weitere Gesellschaften erfasst hat. Er lässt sich meiner Meinung nach am adäquatesten wie folgt zusammenfassen:

Die Bedeutung von traditionellen Pflicht- und Akzeptanzwerten schwächt sich gesellschaftlich und individuell stark ab. Alle die Lebenswelt hierarchisch strukturierenden Werte erleiden somit gesamtgesellschaftlich erhebliche Einbussen. Das lässt sich im Hinblick auf alle Lebensbereiche zeigen: die christlichen Kirchen verlieren ebenso an Definitionsmacht wie die politischen, beruflichen, wissenschaftlichen und sonstigen institutionellen Autoritäten. Das heisst natürlich nicht, dass Autorität obsolet würde, aber es heisst, dass alle Autorität legitimationsbedürftig wird, und dass das Verhältnis vor allem zu den herkömmlichen Grossinstitutionen wie den religiösen oder den politischen einenzunehmend instrumentellen Charakter bekommt. Die grossräumige Gemeinschaft wird zur Gesellschaft, affektive Gemeinschaftsbeziehungen reduzieren sich auf den kleinräumigen eigenen Nahbereich, besonders auf die Familie, aber auch auf Freunde, welche somit auch vielfach mit überfrachteten Erwartungen überlastet werden.

In der Erziehung verlieren Werte wie absoluter Gehorsam, Ordnung und Disziplin ihre vormals hohe Bedeutung.

In der Ehe verliert der Mann seine Vormachtstellung und Verpflichtung als Haushaltvorstand, und die Institution verliert ihren lebenslang bindenden Charakter.

Im beruflichen Bereich ist Leistung nicht mehr „einfach“ vordefiniert als moralische Pflicht.

Man könnte, was da geschah und irreversibel weiter geschieht, als Säkularisierungsprozesse grössten Stils bezeichnen. Das hat zur Folge, dass das einzelne Individuum ein neues Verhältnis zu sich selber, aber auch zur menschlichen und natürlichen Umwelt finden muss. Und das ist nicht einfach. Werte der Individualität und Autonomie, der Privatheit, aber auch einer grundsätzlich unhierarchischen Mitmenschlichkeit und Toleranz treten in den Vordergrund. Diese Werte sind prekär, weil Handlungsmuster und strukturelle Rahmenbedingungen für adäquates Handeln vielfach fehlen. Gravierend wirkt sich auch aus, dass die Zuschreibbarkeit von individueller Verantwortung für die Folgen des Handelns aus Komplexitätsgründen vielfach kaum möglich ist. Risiko und Sicherheit bekommen im Allgemeinbewusstsein einen neuen konzeptuellen Gehalt.

Insgesamt wird die Werte-Triade der französischen Revolution in modernem Gewand immer stärker zum Allgemeingut. Pluralismus und multikultureller Eklektizismus werden damit ebenfalls zu hochrangigen Werten. Ganz anders als die früher dominanten Pflicht- und Akzeptanzwerte sind die neu dominierenden Werte nämlich definitionsoffen und bedürfen der konkreten Ausgestaltung in dialogischen Aushandlungsprozessen. Es entstehen instabile und explosive Wertemischungen und –koalitionen. Wertkonflikte werden darum in modernen Gesellschaften zu den immer typischeren Konfliktformen. Damit bedeutet beschleunigter Wertewandel nicht, dass der Grundkonsens über die geschilderten Primärwerte aufgebrochen würde, sondern, dass um deren Definition und Umsetzung ständig neu gerungen wird und gerungen werden muss, und dass in der Folge die abgeleiteten Sekundärwerte sich ebenfalls rasch wandeln. Damit wird Flexibilität ähnlich wie in den anderen Lebensbereichen zu einer grundlegenden Anforderung. Sie ist schwierig einzulösen, und häufige Rückfälle in Pseudostabilitäten gehören darum ebenso zur heutigen Normalität, wie rascher Wandel heute normal ist.

Ich habe mich absichtlich ziemlich ausführlich bei diesen grundsätzlichen Fragen aufgehalten, weil heute wohl allzu oft über den komplexen Gegenwartsproblemen die geschichtliche Perspektive vergessen geht, wir aber ohne sie auch die Gegenwartsprobleme nicht adäquat einzuordnen vermögen. Zum anderen können wir uns wohl auch nicht häufig genug vergegenwärtigen, dass alle geschilderten und tatsächlich sehr tief greifenden Mobilisierungsphänomene in den letzten fünfzig Jahren stattgefunden haben. Die heute älteren Generationen im dritten und vierten Lebensalter haben über sie hinaus in ihren besonders prägenden Jahren zumindest noch den Zweiten Weltkrieg miterlebt und wurden wohl auch vom direkt folgenden Kalten Krieg tief berührt. Sie stammen aus einer Zeit, als die traditionellen bürgerlichen Werte noch ihre volle Gültigkeit besaßen und waren an den folgenden Umbrüchen zum Teil als Träger aktiv beteiligt, zum Teil auch wurden sie von diesen schlicht überrollt. Sie haben sich mit den neuen Gegebenheiten höchst unterschiedlich auseinandergesetzt, haben aufgrund ihrer Erfahrungen und Möglichkeiten unterschiedliche Lebensstile entwickelt und dabei oft Altes mit Neuem in besonderer Weise verknüpft. An ihnen wird deutlich, dass das Alter noch nie in der Menschheitsgeschichte so viele verschiedene Gesichter gehabt hat, die es nicht zuletzt bei aller Planung zu berücksichtigen gilt. Diese Vielfalt oder anders ausgedrückt: Individualisierung auch des Alters verbindet sie mit den nachfolgenden Generationen älterer Menschen, nimmt ihnen aber nicht ihre Exklusivität. Für die Folgezeit rechnen wir mit noch erheblich grösseren Unterschieden innerhalb der einzelnen Generationen und grösseren Ähnlichkeiten zwischen Angehörigen der verschiedenen Generationen, abhängig wohl hauptsächlich von

unterschiedlichen Bildungsgraden, die vor allem unterschiedliche Erfahrungen und Wahrnehmungen generieren. Mobilität und Flexibilität werden den nachfolgenden Generationen selbstverständlicher sein und ebenso auch der Umgang mit neuen Technologien und deren sinnvoller Einsatz – nicht zuletzt auch als kompensatorische Hilfsmittel zur Gewährung bzw. Verbesserung von Selbständigkeit, wo solche gesundheitsbedingt eingeschränkt ist, aber auch zur Stärkung von familiären und freundschaftlichen Netzwerken, die noch weniger an enge Räume gebunden sein werden als bereits heute. Sie werden wohl eher Mittel und Wege kennen, wie sie ihre geistigen, psychischen und physischen Kompetenzen lebenslang und auch unter erschwerten Bedingungen fördern können. Sie werden auch ihre individuellen spirituellen Bedürfnisse offener leben können. Dagegen werden wohl bei heute Älteren noch sehr ausgeprägte – bürgerliche – Sekundärtugenden wie etwa das Sparen für die Erben bei den nachfolgenden von weit weniger grosser Bedeutung sein. Die Transferleistungen von den Alten zu den Jungen werden dadurch nicht geschwächt werden, im Gegenteil. Sie werden bereits heute stark unterschätzt und sind in der Öffentlichkeit noch viel zu wenig Thema. Die neuen älteren Generationen werden wohl auch besser fähig sein, selber dafür zu sorgen, dass solches auch öffentlich adäquat thematisiert wird.

Über Wohnen im Alter, die nötige Infrastruktur innerhalb eines Wohnbereiches und in dessen Umfeld, die nötige Verkehrsinfrastruktur und alles Entsprechende, was der Unterstützung der Selbstgestaltung dient, ist in den letzten Jahren viel Wissen angesammelt und manches auch umgesetzt worden. Es wird auch in diesem Bereich – nicht zuletzt auch angesichts des beschleunigten Wandels – immer viel zu tun bleiben. Dass alle Formen der Ghettoisierung – gerade auch im Alter – menschenunwürdig sind, ist ebenso bekannt. Es besteht aber gerade bei modernen Menschen, für die Autonomie und Selbständigkeit einen sehr hohen Wert darstellen, nach wie vor eine verbreitete Angst, besonders Heime aller Art hätten Ghettocharakter, würden einen zum ausgelieferten, abhängigen Objekt degradieren, von allem Lebenswerten abschneiden, das heisst, einen der selbst definierten Lebensqualität berauben. Was hier zu tun ist und getan werden kann, darüber werden wir heute noch viel hören und reden. Es steht ausser Frage, dass Heime auch in Zukunft notwendige Einrichtungen für spezielle Gruppen von Betagten und vor allem Hochbetagten darstellen werden, zunehmend wohl auch als temporäre Einrichtungen, vor allem zu Rehabilitationszwecken.

Weiter wird die Vereinzelungstendenz sicher noch zunehmen, sie bedeutet allerdings häufiger Nähe auf Distanz als Einsamkeit. Der Wunsch des Grossteils älterer Menschen in eigenen Wänden möglichst autonom alt zu werden, ist auch angesichts des beschleunigten Wandels mehr als verständlich – es müssen aber wohl je länger je weniger die lange angestammten vier Wände sein. Mit den eigenen vier Wänden werden Sicherheit, Schutz und Selbstgestaltungsmöglichkeit verbunden. Diese sind subjektiv und objektiv allerdings abhängig vom entsprechenden Ausbau und vorhandenen ambulanten Diensten aller Art, abhängig auch von einer lebensbejahenden mitmenschlichen und natürlichen Umwelt. Es ist allgemein bekannt, wie stark Räume und Umwelten über Grundrisse, Farben, Pflanzen, Tiere usw. unsere Lebensqualität mit bestimmen. Auch Gemeinschaftsexperimente, die private und gemeinschaftliche Wohnbereiche mit einander verbinden, wie sie schon jetzt mancherorts gut funktionieren, wenn sie verantwortungsbewusst vorbereitet werden, dürften eine viel versprechende Zukunft haben. Viel gewonnen wäre wohl auch, wenn mehr Wohnungen modular angelegt wären. Wenn wir den Menschen anthropologisch als creator, Schöpfer seiner Umwelt – heute in einer Vielfalt von Möglichkeiten – verstehen, dann ist auch, was heute das Wohnen im Alter betrifft, alles gut und wünschenswert, was bis ans Lebensende dieses Schöpferische fördert.